

---

*Richard Faber*

## Robert Minder: Ethnologe und Regionalforscher, im besonderen Altwürttembergs

---

Der deutsch-französische Literatur- und Kulturwissenschaftler Robert Minder (1902–1980) ist heute nicht mehr so präsent, wie er es in den sechziger und siebziger Jahren war, weit über den akademischen Rahmen hinaus. Was diesen angeht, beweist seine außerordentliche Wertschätzung – speziell innerhalb der deutschsprachigen Germanistik – die anlässlich seines 70. Geburtstags erschienene Festschrift *Wie, warum und zu welchem Ende wurde ich Literaturhistoriker? Eine Sammlung von Aufsätzen aus Anlass des 70. Geburtstags von Robert Minder*, herausgegeben von Siegfried Unseld (Frankfurt/Main 1972). – Aus Anlaß seines 100. Geburtstags, den Minder im Jahre 2002 hätte feiern können, organisierten Albrecht Betz (Aachen) und ich in Zusammenarbeit mit dem Berliner Centre Marc Bloch und dem Deutschen Literaturarchiv Marbach in Schillers Geburtsort eine Tagung über Minder, deren Vorträge den Grundstock für den umfangreichen Sammelband *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich* (Würzburg 2004) abgeben. In den *Weimarer Beiträgen* soll über diesen Band – speziell meinen dortigen Aufsatz *Wie, warum und zu welchem Ende war Robert Minder Literatursoziologe?* – hinaus der Literaturethnologe und Regionalforscher Minder thematisiert werden.

Ausgerechnet in Robert Minders Vortragstext *Warum Dichterakademien? Ihre gesellschaftliche Funktion in Deutschland und Frankreich* von 1966 findet sich – gleich auf der zweiten Seite – diese Passage: »Der ›Guide littéraire de la France‹ [ . . . ] ist [ . . . ] nach Provinzen aufgeteilt, nach ›Landschaften und Stämmen‹, würde Nadler sagen.« Anne Kweschik und Peter Schöttler haben sich mehr oder weniger kritisch mit Minders Beziehung zum (prä- und post-)faschistischen Deutschösterreicher Josef Nadler auseinandergesetzt.<sup>1</sup> Ich mache deshalb darauf aufmerksam, daß der Name des anrühmigen Germanisten – was meinen Fall angeht – in einem ausdrücklich soziologisch qualifizierten Vortrag fällt, der sich mit einem akademischen Thema sans phrase beschäftigt, also einem bürgerlich-urbanen Gegenstand par excellence. Außerdem wird Nadler – nicht die geringste Pointe – in einem *französischen* Kontext herbeizitiert und – kaum zweifelhaft – auf ironische Art und Weise: »nach ›Landschaften und Stämmen‹, würde Nadler sagen.« (D, 7 f.)<sup>2</sup>

Nicht unbedingt »Landschaften«, doch zweifellos »Stämme« werden von Minder ironisch »nachgereicht; worum es ihm – neben Großstädten wie Berlin, Wien und vor allem Paris – geht, sind Provinzen bzw. *Regionen*. Im *Nerval*-Aufsatz von 1971/72 liest man jedenfalls dieses vernichtende Urteil über Stammesidolatrie: »Was hier [im Werk Gérard de Nervals] unschuldig privates, wenn auch todernstes Stammesdelirium ist und was sich als Kraft dichterischer Zusammenschau im Werk produktiv ausgewirkt hat, sollte bei anderen später ganz andere, massiv todbringende Formen annehmen.« (E, 174)

Im Ton milder, doch in der Sache nicht weniger klar ist folgende Passage von 1966: »Benn stammte durch seine Mutter [l. . .] aus dem welschen Schweizer Jura. Thilo Koch zitiert in seinem Essay »Gottfried Benn, 1957, Ausführungen des Zürcher Professors Woodtli über die »jurassischen Eigenschaften« des Dichters – recht problematische Darlegungen wie alles, was das »Bluterbe« betrifft.« (D, 354) – »Blut und Boden«, es gab (klammert man Ernst Blochs *Erbschaft dieser Zeit* ein) kaum einen früheren und schärferen Kritiker dieser *sozialen* Mythologie als Minder.<sup>3</sup> Nur, daß er – noch zu Zeiten, als sie allgemein obsolet wurde: in den fünfziger und sechziger Jahren – Deutschlands enormen Regionalismus und seine grundlegende kulturelle Bedeutung ethnosozologisch im Bewußtsein behielt und auch als Literaturethnologe forschte, lehrte und publizierte.<sup>4</sup> Noch seine Universalgeschichte des Mini-Stamms von Brentano aus dem Jahre 1972 – ein Stück deutscher Kultur- und Literaturgeschichte in nuce – bezeugt das<sup>5</sup>; ich zitiere ihren Schlußabsatz, Minders »Schlußfolgerungen«: »[l. . .] gezeugt von einem Mann, der aus einem üppigen blühenden Land mit alter Kultur jenseits der Alpen gekommen war; getragen von geistig aktiven, dichtenden oder dichterisch umworbenen Frauen, haben die einen des Stammes ihre Rolle im Bewahren der erreichten, hohen sozialen Stufe und ihrer traditionellen Werte gesehen; die anderen aber aus Distanz zur üblichen, monolithisch deutschen Familie sich Freiheit des Urteils und der Lebenshaltung geholt. Beide fühlten und fühlen sich in ihrem gegensätzlichen Anspruch bestätigt durch das, was schon vor hundert Jahren Herman Grimm, der Eingehiratete, mit dem Ausdruck umschrieben hat: »das Beruhen auf dem eigenen, dem »brentanischen« Geist.« (E, 335)

Obwohl im vorhergehenden Absatz auch von Blut bzw. *Chromosomen* die Rede ist, geht es um »Geist«, und zwar einer außerordentlich *multikulturellen*, kosmopolitischen Familie mit beachtlich nonkonformistischer, *antiautoritärer* Fraktion. Daß Minders Sympathien – Pointe der Pointe – eindeutig ihr gehören, werde ich im »Gender«-Exkurs ausführlich darlegen. Hier zitiere ich schon einmal den vorvorletzten Absatz des *Brentano*-Essays, in dem erneut verhängliche Vokabeln fallen, doch in völlig unverhänglichem Kontext: »Der Name Brentano genügt sich selbst, hieß es lapidar schon [l. . .] beim sozialliberalen Nationalökonomem] Lujo Brentano, als er den Adelstitel *ausschlug*, der mit der Ver-

leihung des Maximilianordens verbunden war. Am 3. April 1839 aber hatte Bettina an Clemens geschrieben: »Der tief gewurzelte Adelsstamm meiner echten Rasse macht, daß ich mit *plebejischer* Genialität Nahrung sauge aus dem reinen Willen zur *Menschheit* und die aristokratische Aufgeblasenheit unter meinem Fußtritt platzt.« (E, 334)

Minder selbst hält in Sachen »Menschheit« bzw. Universalismus 1966 fest: »Dichter und Denker ganzer Epochen [haben] ohne Schaden auf ihre Nationalsprache zugunsten einer übergeordneten Weltsprache verzichtet: zugunsten des Griechischen in der hellenistischen Zeit, zugunsten des Lateinischen durchs Mittelalter hindurch bis an die Schwelle der Neuzeit. Thomas von Aquin, Spinoza und hundert anderer Denker haben dabei so wenig ihrer Persönlichkeit verloren wie Friedrich der Große, Katharina von Rußland und der Korse Napoleon, als sie zu ihrer Zeit im Französischen das adäquateste Ausdrucksmittel für die Ideen ihres aufgeklärten oder revolutionären Despotismus fanden. Die soziale Bindung der Sprache war für sie entscheidend, nicht die nationale. Das gleiche gilt von den Massen der Auswanderer in Amerika, aus deren Kreisen in der zweiten Generation ein paar der größten amerikanischen Dichter aufgestiegen sind. Das Beispiel von Chamisso in Deutschland, von Joseph Conrad in England, von Nathalie Sarraute, Elsa Triolet und anderen Russen in Frankreich beweist, daß Dichter sich auch in einer hinzugelernten Sprache verwirklichen können, obwohl der Dichter einen sprachlich gefährdeten Extremfall darstellt. Ihn als normativ für die Masse zu betrachten, wie es seit Herder geschieht, verfälscht die Perspektiven von vorneherein.« (D, 255)

Minder schreibt dies speziell Martin Heidegger ins Stammbuch, für den der Dichter mehr denn je »Priester im Mutterdienst der Sprache« zu sein hat. »Dieser Überbewertung von Mundart und Muttersprache seien summarisch ein paar Fakten entgegengehalten«, wie Minders Philippika beginnt. »Seit Jahrhunderten gehen große Literaturen wie die englische und die französische nicht von der Mundart aus, wie das in Stämme aufgegliederte, zentrifugale Deutschland, sondern von der literarischen Hochsprache, wie sie sich in den politischen Zentren London und Paris normativ herausgebildet hatte.« (D, 255)

Davon abgesehen, daß sich – überrepräsentativ bei kosmopolitischen »Provinzaldichtern« (Goethe) wie Johann Peter Hebel und Bertolt Brecht (worauf schon Walter Benjamin hingewiesen hat<sup>6</sup>) – der Dialekt nicht nur mit dem Hochdeutschen der Lutherbibel, mit Antike und Bibel überhaupt, sondern auch weiteren Sprachen bzw. Literaturen verbunden hat, Deutschland *war* mindestens bis 1866 »zentrifugal« und *ist* bis heute notwendigerweise ein Föderalstaat mit nach wie vor großen regionalen Unterschieden geblieben (auch unabhängig von der neuerlichen Teilung von 1945 bis 1990 und den sich anschließenden »Wiedervereinigungs«-Problemen). Und deren Wurzeln gehen ein Stück weit bis in die »Stammesherzogtümer« des frühen und hohen Mittelalters zu-

rück. Noch die Weimarer Verfassung sprach – kaum völkisch, freilich das machtpolitische Zustandekommen der *Teilstaaten* verdrängend – davon, daß sich diese Verfassung gegeben hätte: »das deutsche Volk, geeint in seinen *Stämmen*«. Doch, wie gesagt, Minder geht es um kultur-, religions- und sozialgeschichtlich – deshalb auch literaturgeschichtlich – spezifizierte *Regionen*<sup>7</sup>, einschließlich der sehr neuen Groß- bis Weltstadt Berlin.

Er sagt 1962 Gottfried Benn, wie den ihm verwandten Weltstadtliteraten, von Emilio Filippo Tommaso Marinetti und Knut Hamsun bis Ezra Pound und Louis-Ferdinand Céline, »unter der Maske des Anarchisten das Klassenressentiment, den Herrschaftsanspruch des geduckten Kleinbürgers« nach – übersieht also das Phänomen eines (welt-)städtischen Faschismus keineswegs – und hält dennoch fest, eben solch paradoxer *Weltläufigkeit* wegen:

– »Ina Seidel hat heute selbst im Deutschland der Mopedjugend nicht mehr viel zu sagen. Benn wird auch in Tokio gelesen, in Harvard kommentiert. Ströme aus zwei Himmelsrichtungen mischen sich in seine Lyrik: Kirchenlied und Jazzmelodie.«

– »Paradoxerweise haben nicht die strengen und reinen Gesangbuchverse von Rudolf Alexander Schröder Weltverbreitung gefunden, sondern die hybriden Gebilde Benns – weil die Stimme bei ihm (wie bei Baudelaire, dem unerreichten Vorbild) durch den Lärm, den Glanz und den Jammer der Großstadt spricht, weil sie von den Polstern der Bar und der Theke der Bierschwemme »auf aller Töne Grund« zurückzugehen versucht, »einen Durst zu löschen anderer Art.« (K, 67)

Minder schlägt sich ganz eindeutig auf die Seite jenes *Asphaltberlins*, gegen das die völkische Heimatliteratur seit der vorletzten Jahrhundertwende mit dem Schlachtruf (des deutschtümelnden Elsässers Friedrich Lienhard) »Los von Berlin« angetreten war<sup>8</sup>: »Alles, was in dem mutigen und hellen Berlin an Tüchtigem, Tapferem, Geistesoffenem aufkam, oder was auch in Wien, München, Leipzig und in wieviel anderen Großstädten an Neubegründendem und noch heute Richtungsweisendem aufkeimte, erschien [dieser Literatur] als verdammungswürdig auf Grund von Jörn Uhl und der Lüneburger Heide: ein Regenerationsprozeß vom total platten Lande her<sup>9</sup>, für den »Gemeinschaft« begründen zunächst einmal ab-, ein- und aussperren hieß.« (K, 39)

Minder ist zweifelsfrei fürs Aufsperrn und *Hereinlassen*. Selbstverständlich läßt er sich nicht nehmen, darauf hinzuweisen, daß der »Gründungshero« spezifisch Berliner Literatur, Theodor Fontane, hugenottischer Herkunft durch Vater und Mutter war. Bei aller Hochschätzung für den »subtilen Psychologen« verweist er zugleich auf seinen unübersehbaren *Anachronismus*: »Fontane [.] hat als unübertroffener Causeur wie überhaupt in seiner Urbanität vieles gemeinsam mit Anatole France. Aber wie anders doch der Hintergrund: häuslich-schlichte Bodenständigkeit. Das Berlin, das er schildert, ist *noch* ein Berlin mit vielen Gärten und Bäumen, kleinen Leuten, Rentnern, bescheidenem Adel: ein Berlin

vor der großen Industrialisierung; *Agrarier*tum der Mark. Ein solches Berlin war in der Literatur tragbar: Fontane gehört mit zu jenen Dichtern, welche in der [deutschen] Literaturgeschichte als ›poetische Realisten‹ bezeichnet werden und welche die eigentlichen ›Klassiker‹ des deutschen Hauses geworden sind.« (K, 35)

Gerade Minder hat gegen die jahrzehntelange Verdrängung des »Gegenwartsschilderers«, »Zeitkritikers« und Prognostikers Fontane: seine soziopolitische »Kastrierung« protestiert, doch mit Recht sieht er erst in der Generation Alfred Döblins wahre – Paris teilweise überflügelnde – Modernität erreicht<sup>10</sup>: Bei Döblin, der sich immer als Städter gefühlt hat, »und zwar ausgesprochen als Berliner, wo er seit dem zehnten Jahr gelebt«, »spricht ein Arzt aus *Berlin O*, der die Kunden seiner Kassenpraxis kennt auf Herz und Nieren, sich lockert, wie sie im Mutterwitz in Schnoddrigkei schlenkert, bis er wieder scharf zupackt: ›Grüßen Sie mir Ihre Waschfrau.‹ Näher beim Eckensteher Nante (des Vormärz), der Familie Buchholz, der Mutter Wolffens [Gerhart Hauptmanns] als bei Fontane, seinen Gärten und dem kleinen dahinwerkelnden Volk. Umgetrieben in den Bataillonen und Regimentern der grauen Wohnblöcke Schulter an Schulter, der Hoch- und Untergrundbahnen, Bürofluchten, Fabrikballungen. Ein Schwimmer im rastlos sich verströmenden, wieder neu emporquellenden Urwillen, der hier l. . . einen Korallenstock für das Kollektivwesen Mensch schuf: das Berlin des zwanzigsten Jahrhunderts.« (W, 138; D, 154; E, 159; W, 104; D, 157)

Gerade auch diese Passage ruft nach Interpretation<sup>11</sup>, ich mache nur »ethnologisch« darauf aufmerksam, daß Minder – mit bis heute anhaltendem Recht – selbst Berlin regionalisiert: Der *Armenarzt* Döblin sprach aus Berlin O und nicht aus Berlin W, was – entscheidende Pointe – einen soziokulturellen bzw. sozioökonomischen Unterschied markiert. Noch Minders Abheben auf Döblins – Berlin übergreifendes, freilich nur partielles – Preußentum ist allein psychohistorisch bzw. sozialpsychologisch zu verstehen<sup>12</sup>: »Die eigentümliche Größe des Preußentums hat Döblin immer anerkannt. ›Preußische Strenge, Sachlichkeit, Nüchternheit, Fleiß ist mir auf dem Berliner Gymnasium anerzogen worden‹, bekennt er stolz. Er ist immer mißtrauisch geblieben gegen süddeutsches Behagen und Sich-Gehenlassen l. . . Aber er ist Preuße nur bis zu einem gewissen Punkt und weiß: was darüber ist, wird Fratze und Entmenschtheit. Sadistische Jugendpeiniger steigen aus der Tiefe der Erinnerung in seinem Lebensbericht empor«, wie Minder – seine *Kadettenhaus*-Studie von 1962 im Hinterkopf – 1966 formuliert. (D, 159)

»Der Drill in Berlin, wie Döblin ihn ohnmächtig schweigend bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr hinnehmen mußte, war nur grad-, nicht wesensmäßig verschieden von dem der Kadettenanstalten. Doch ein Grundunterschied besteht zwischen Döblin und einem Ernst von Salomon, der die Identifikation mit den gehaßt-bewunderten Züchtigern bis zur Mitbeteiligung an Fememorden durchführte und zuletzt sich zurückzog auf ein menschenverächterisch-saloppes

Epikureertum, in der Pose der illusionslosen, tief angefressenen Aristokratie des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts. In Döblin lodert ein ganz anderes Ethos« (D, 159/60), wie an anderer Stelle nachzulesen ist.<sup>13</sup>

Verweilen wir hier bei der generellen Soziologik des Regionalforschers Minder (der dies, als Elsässer, so existentiell war wie Komparatist<sup>14</sup>). Fundamental wie banal war für ihn immer – noch im Blick auf das selbst Döblin eigene Ausspielen protestantisch-preußischen Pflichtgefühls gegen österreichisch-katholische Schlamperei – die generelle »Doppelpoligkeit des alten Reiches«, nahezu synonym mit dem »eisernen Vorhang der konfessionellen Unterschiede« – der »die Wiedervereinigung der seit Luther getrennten Glieder« hinderte. *Jener* Vorhang »hielt Österreich noch über ein halbes Jahrhundert hinaus von der literarischen Neublüte fern und schnitt Weimar als Hochburg des säkularisierten protestantischen Dichtens und Denkens weitgehend von den Überlieferungen des Barock- und Volkstheaters wie von der Entwicklung der neuen Musik ab«, wie Minder 1962 kulturhistorisch spezifiziert. (K, 54 f. und 17 f.)

»Beziehungen zwischen der Weimarer Klassik und der Wiener Musik bestehen – aber man muß sie mit der Lupe herausstudieren. Und kein Wort steht bei den *Schwaben* Wieland oder Schiller über jene dritte, unerhört produktive und originale Kunsttätigkeit, die gerade auch in Oberschwaben und darüber hinaus im ganzen Donaauraum auf dem Gebiet der Architektur und Plastik eingesetzt hat.« (K, 17) – Mit Minders letztem Satz stehen wir mitten in *Neuwürttemberg*, das seit der Rheinbundzeit das ehemals weithin vorderösterreichische, jedenfalls katholische Oberschwaben mitumfaßt. Für nicht wenige altwürttembergische »Untertländer« blieb das »Oberland« auch nach seiner Einverleibung noch lange ein Stück *Ausland*; wieviel mehr muß das in den eben *altwürttembergischen* Zeiten der Fall gewesen sein, über die Minder fast ausschließlich handelt – gerade auch hier sozialwissenschaftlich, nicht zuletzt *religionspolitologisch*, wie in folgender Passage von gleichfalls 1962<sup>15</sup>: »Mit ›Don Carlos‹ als politischem Bekenntnis tritt Schiller in eine lange schwäbische Reihe: zu Johann Jakob Moser, der um der Freiheit willen auf den Hohentwiel gekommen war; zu Schubart, der auf dem Asperg saß; zu Uhland, dem Sänger des guten alten Rechts, der sein Leben wagte, als er 1849 an der Spitze der Abgeordneten den Truppen entgegenging, die den Eintritt ins Parlament sperrten. Hundert Jahre später – im Herbst 1934 – ein anderer stummer und entschlossener Zug: die Pfarrer aus ganz Württemberg, die sich um ihren bedrohten Landesbischof [Theophil Wurm] scharen und der Gewalt trotzen. Aufstand des Gewissens. Große Lehrmeister sind die Schwabenväter gewesen. Frondeure kann man sie auch nennen, immer auf der Hut vor Übergriffen der Kirche wie des Staates. Demokraten auf ihre Weise – unter Voranstellung der religiösen Impulse. Schillers Haltung zur Revolution ist damit schon umrissen.« (K, 123)

»Das Neue [. . .] ist der Übergang von religiöser und moralischer Erziehung

zur ästhetischen.« Nicht nur darauf ist zurückzukommen, wenn wir mit Altwürttemberg diesen Beitrag *monographisch* beschließen. Zunächst sollen noch einige generelle Überlegungen des Regionalforschers Minder von 1957 referiert werden: »Die Besonderheit der deutschen Entwicklung im 19. Jahrhundert liegt [. . .] in der Parallelität von literarischer Entdeckung der Regionen und politischem Aufbau des Reiches. Diese beiden Phänomene schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern verbinden und verstärken sich. – Schon bei den Romantikern deckt sich die poetische Wertschätzung der verschiedenen Regionen mit dem mitunter aggressiven Trachten nach der nationalen Einheit. Und auch bei den folgenden Generationen geschieht es, daß sich die Idee vom deutschen Vaterland durch die Bilder von den verschiedenen Provinzen in den Köpfen verfestigte und endgültig Gestalt annahm. Schlesien, das heute für die Deutschen verloren ist, bleibt in ihrem Kollektivbewußtsein nicht weniger lebendig dank der Sicht von Malern und Dichtern – vielleicht noch mehr als von Historikern –, die es für Millionen von Menschen mit Zeichnungen in Schulbüchern, Erzählungen, in Almanachs anschaulich dargestellt haben. Anstatt einen politischen Partikularismus zu fördern, hörte die regionale Kultur nicht auf – und hört nicht auf –, Wasser auf den Mühlen der Einheit zu sein. Die Nationalsozialisten, die gleichzeitig das Reich uniformiert und den künstlerischen und literarischen Ausdruck der Regionen ermutigt haben, wußten das sehr wohl. Deutschland ist stolz auf die Vielfalt seiner Landschaften und sieht darin kein Hindernis der Einheit, sondern im Gegenteil die Aufforderung, die sich ergänzenden Reichtümer zu bündeln, denn nur die Gesamtheit bildet in seinen Augen die wahre Gestalt der Nation. Diesen ebenso einfachen wie komplexen Tatbestand hatte ich im Sinn, als ich meinem Werk den Titel gab »Allemands et Allemands« (K, 125; E, 219 f.)

Über dieses Hauptwerk Minders (mittlerer Schaffenszeit) haben andere referiert und geurteilt.<sup>16</sup> Ich zitiere aus seiner Selbsteinschätzung in der (testamentarischen) Abschiedsvorlesung am Collège de France von 1973 nur diesen Absatz: »Die deutschen Regionen erschienen in einem neuen Licht – ein [. . .] Tabu, das [. . .] gebrochen werden mußte. Die nationalsozialistischen Exegeten hatten dieses Thema so sehr abgenutzt, daß man nicht mehr daran zu rühren wagte, so als ob die Eigenheit der Regionen, die in die Struktur dieses dezentralisierten Landes *par excellence* eingefügt sind, nicht siegreich dem Völkergemisch nach der Katastrophe von 1945 widerstanden hätte. Die unvollkommenen oder verfälschten Maßstäbe mußten modifiziert, und an die Stelle einer veralteten Folklore und der geheiligten Vorstellung einer aus arischer Linie abstammenden Volksgemeinschaft mußte die Kenntnis des Volkes in seinen wirklichen Lebensbedingungen gesetzt werden.« (E, 260)

Im nächsten Absatz geht es bereits wieder um (Alt-)Württemberg speziell: »In fast allen Bereichen stellt (Alt-)Bayern das Gegenteil von Württemberg dar,

dessen politische, religiöse und pädagogische Kohäsion (ein Netz von rigoros hierarchisierten und zentralisierten Schulen) sich so gut über mehr als drei Jahrhunderte zurückverfolgen läßt (von 1530/1550 bis 1850 und weiter) wie die wirtschaftliche und genealogische Unabhängigkeit (viele Ehen unter Blutsverwandten in der bürgerlichen Oligarchie von lutheranischer Oboedienz). Das aufsteigende Maschinenzeitalter, weit davon entfernt, einen Bruch zu provozieren, überführt die latenten Energien in andere Bereiche: Der religiös inspirierten Generation der Dichter und Denker (Schiller, Hölderlin, Hegel, Schelling) folgt die Generation der großen Erfinder (Daimler, Diesel, Zeppelin, Bosch) und eine Armee von originellen und geschickten Heimwerkern, Gründer und Stütze einer mächtigen, weiterverarbeitenden Industrie in einem Landstrich ohne Bodenschätze und mit einem ausgebauten Netz von Land- und Wasserwegen. Vergeblich würde man hier« – läßt man wie Minder Oberschwaben außer acht – »die Traditionen des extravertierten (alt-)bayerischen Lebensstils, den Sinn für das Schauspiel und kräftige Farben, den barocken Geschmack suchen.« (E, 261)

Tourismus gibt es freilich seit langem auch im evangelischen Württemberg: Minder ist nicht nur (Anti-)Folklorist genug, sondern vor allem auch Literaturhistoriker im Übermaß, um es genau zu wissen – so wenn er 1962 beispielsweise schreibt, die lungenkranke Pfarrersfrau Agnes Günther phantasiere sich »sektiererisch verzückt in ›Die Heilige und ihr Narr‹ hinein, wobei die Zinnen der Ewigen Stadt merkwürdig mit den Märchenschlössern Marlittscher Prinzen zusammenfallen – eine Symbiose, die dem Werk sein Publikum durch zwei Weltkriege hindurch gesichert hat und auch für die *touristische* Erschließung des Ländchens Hohenlohe-Langenburg, wo der Roman spielt, nicht ohne Bedeutung gewesen ist.« (K, 57)

Minder geht generell gegen solch literarischen Kitsch vor, unter anderem dadurch, daß er – im *Heide*-Essay von 1966, wo Marlitts *Heideprinzesschen* eine inaugulative Bedeutung zukommt – den Absatz einfügt: »Die höllische Stufe war mit Bergen-Belsen erreicht. Man brauchte nicht auf Dantes Inferno zurückzugreifen. Hebbels (Heide-)Ballade und sein sadistischer Mörder genügten. Ein [Massenmörder] Haarmann, der nach 1920 verirrt Touristen in der Heide privat abschlachtete und ihre Haut zu Hosenträgern verarbeitete, ist zu früh gekommen und gestorben. Seine Praxis hätte er zehn oder zwölf Jahre später unter höchsten Ehren auf ganz andere Weise im Rahmen des Staatsganzen ausbauen können.« (D, 278 und 285)

Was Württemberg zwischen 1933 und 1945 angeht, stellt Minder, wie bereits zitiert, auf den Pfarrer-Protest gegen die NS-Staatmacht ab, ihn wohl etwas überschätzend, doch vergißt er über dem »frondierenden« Element des schwäbischen Pietismus nie die *staatskirchliche* Dimension des altwürttembergischen Protestantismus insgesamt. Freilich geschieht dies (wie auch im Falle Schillers) in französisch-revolutionärem Kontext: »Der Bürgersohn Hegel, der

im heimatlichen Schwaben die Knechtung durch die herzogliche Willkür so gut wie durch die Oligarchie der Altstände und die eiserne Herrschaft der *Staatskirche* aus der Nähe kannte, hat bis in sein Alter den Ausbruch der Französischen Revolution, Sturm auf die Bastille und Proklamation der Menschenrechte als ein großes Datum in der Menschheitsgeschichte gewürdigt«. (D, 49)

Auf Württembergs große und innere Nähe zum (revolutionären) Frankreich ist sofort zurückzukommen, zunächst aber zu betonen: Hegel, Hölderlin, Schelling und viele Unbekanntere verdanken dem Tübinger (Theologen-)Stift, der staatskirchlichen ›Kaderschmiede‹, Unüberschätzbare, doch um die zu werden, die sie historisch *sind*, mußten sie dem Stift auch entlaufen bzw. von ihm ›abfallen‹. Minder nennt 1962 als Vertreter des »emanzipierten Stifftlers« nicht zuletzt Hölderlin, »der in leidenschaftlichem Durchstoß zu Winkelmann und Heinse hellenischen Sinnenkult mit seinen pietistischen, denkschweren und bildfremden Ursprüngen zu vereinen gesucht hat – bald in visionärem Schwung, bald nur stammelnd, Pfarramt und Pfarrhaus dabei immer ängstlich von sich fernhaltend«. (K, 46; E, 29; K, 51)<sup>17</sup>

Selbstverständlich unterläßt Minder auch nicht den Hinweis auf das Projekt einer Schwäbischen Republik von bereits 1798. Im Beisein Hölderlins hat es Sinclair auf dem Rastatter Kongreß mit Vertretern der schwäbischen Stände den Franzosen unterbreitet. »Zum erstenmal seit Generationen waren die Dinge wieder im Fluß, und Hölderlin hat aus nächster Nähe die Möglichkeit einer radikalen Neugestaltung im Sinn der republikanischen Konstitution aus dem Jahr III der Französischen Revolution miterlebt.« (D, 75) So kommentiert Minder und hält 1962 fest, noch was das *dialektisch* Gegenrevolutionäre beim späten Schiller angeht: »Die ›Ästhetische Erziehung des Menschen‹ ist seine vielleicht umfassendste theoretische Antwort auf die Französische Revolution: gegen Frankreich gedacht und doch Frankreich verpflichtet, zum Teil in Frankreich vor Deutschland verwirklicht.« Bereits der erste Satz des Minderschen Schiller-Essays lautet: »Schillers Verhalten zu Frankreich – seine Dichtung, Denkart, politische Lebensform – kann mit *einem* Wort bezeichnet werden, das für ihn wie für ganz Württemberg gilt: Mittelstellung, pro und contra.« (K, 125 und 106)

Altwürttembergs »moralischer ›Dialekt‹« verdankt sich insgesamt den Schwabenvätern *und* Frankreich. Seine Qualität – ein Stück weit auch im wertenden Sinn – beruht auf ›Bodenständigkeit‹ und Weltoffenheit, Konservatismus und Progressismus *zugleich*. Und – was Minders altwürttembergische ›Stammeskunde‹ angeht – ist »Moral« der vorzügliche Untersuchungsgegenstand oder, wie im Fall des Mini-Stamms von Brentano, »Geist« (E, 335): ein Grund- bzw. Kernwort gerade auch der ›spiritualistischen‹ Schwabenväter (nicht aber völkischer bis rassistischer Germanisten und Volkskundler in der Art Nadlers).

*Exkurs I: Gender-Forscher und ›Feminist‹.* – Für Minder ist das Luthertum »streng patriarchalisch« und auf eine »Männergesellschaft [ . . . ] zugeschnitten« sein Katechismus, so wie in Deutschland insgesamt von einer »Überbewertung des Manns und der Macht« ausgegangen werden muß. Spezifisch schwäbische Vertreter dieser »harten männlichen Welt«, in der trotz Herzog Karl Eugens Maitresse Franziska von Hohenheim mehr »Cherchez le père« als »Cherchez la femme« galt, waren *dieser* Herzog und Friedrich Schillers *leiblicher* Vater Johann Kaspar. In der Familie regierte auch dieser uneingeschränkt, nach dem »Kernspruch: ›Der Mann muß haben die Herrlichkeit im Haus.« (K, 111 und 106)

Auf die »Herrlichkeit des Herren«, ein altschwäbisches und Schillersches »Grundwort«, kommen wir gleich zurück. Hier sei *schillerspezifisch* nur festgehalten, daß noch hinter Schiller junior die »Welt der Väter« in solcher Mächtigkeit und *Gewalttätigkeit* steht, daß sich selbst um seine (auf Bertolt Brechts »heldenhafte Frauen« vorausweisende) Johanna alsbald – »wie ein Ring« – die harte Welt der Väter wieder schließt: »Johanna wird vom eigenen Vater als Hexe denunziert und von Gott-Vater zu männlicher Härte verurteilt, zum gnadenlosen Niedermachen der Feinde. Die historische Jeanne d'Arc ist weder vom Vater angezeigt worden, noch hat sie in der Schlacht das Schwert geführt, nur das Banner vorangetragen. Beide Züge sind von Schiller frei erfunden – frei? Er gehorchte einem inneren Zwang. Auch in seiner ›Johanna‹ reifen die Früchte der Bekehrung auf stockschwäbisch-lutherischem Boden.« (D, 204; K, 128)

Andererseits beginnt diese Passage von 1962 mit folgenden Ausführungen Minders: »Schillers Johanna wird [ . . . ] am verständlichsten als emanzipierte Luise [Millerin], und diese Emanzipierung selbst als Widerschein der aktiv für Freiheit sich einsetzenden Frauen der Revolutionszeit – von Lucile Desmoulins und Madame Roland bis zu Charlotte Corday. Der Dichter gesteht Johanna zu, was er Luise verwehrt hatte: die Schranken zwischen den Ständen zu überspringen.« Die *Standesherrschaft* liefert uns das Stichwort, um auf die schwäbische »Herrlichkeit« in extenso zurückzukommen, zunächst eben im Sinn der »*Lehensherrschaft*«, die, versehen mit allen Attributen der Gerichtsbarkeit, gesetzlich als Herrschaft durch das Herrschaftsrecht definiert und bestätigt war. In diesem Sinne sagte auch die Dienstmagd von ihren Herren: ›Ich kann meine Herrlichkeit rühmen.‹ Und ›Herrlichkeit‹ konnte auch (wir werden sehen, daß dies nicht unwesentlich ist) die Begriffsnuance des Männlichen annehmen: ›Der Mann muß die Herrlichkeit im Hause haben.« (K, 128; E, 30)

Minder pointiert (wie angedeutet) die virile »Herrlichkeit im Hause« 1951 als solche im *Bette*: Die Schwabenväter Bengel und Oettinger wüten »gegen den Grafen Zinzendorf [ . . . ] von dem Zeitpunkt an, als dieser Freund und ehemaliger Lehrer des jungen Schwaben [Oettinger] geltend machen will, daß die Dreifaltigkeit im Grunde das Bild der Familie darstellt: Vater, Mutter und Sohn. An der Spitze Gott Vater und seine Gemahlin, der heilige Geist [ . . . ]; Jesus, der

Sohn des göttlichen Paares, ist gleichzeitig der Vater der Christenheit und der zärtliche Gemahl der menschlichen Seele: Oettinger schreit Skandal. Zinzendorf hat Jesum darum zum Schöpfer und Mann der Gemeinde gemacht, damit die hochgesetzten Weiber bei Begehung des Zeugungswerkes recht familiär mit ihrem Mann, dem Herrn, sein können. Für ihn ist der Akt des Fleisches ein heiliger und ausschließlich viriler Akt. Der Frau Gleichheit einräumen zu wollen, hieße der ›Unzucht Tür und Tor‹ zu öffnen.« (E, 39)

»Oettinger und die anderen schwäbischen Theologen sind sich vollkommen einig darüber.« Minder dagegen tritt genauso dezidiert (bereits 1966) für Frauengleichheit, also auch Frauenemanzipation ein, gerade weil selbst in Frankreich bis 1945 keine weiblichen Parlamentsabgeordneten geduldet wurden und noch General de Gaulle nach 1958 nie auch nur eine Frau in seine Ministerriegen berief. Minder – stets komparatistisch gerecht – vergißt es nicht, wenn er deutsche »Herrn Verleger« 1966 mit dem Zusatz anspricht: »Verlegerinnen wage ich kaum zu sagen, es gibt sie ja so wenig, warum eigentlich, eine explosive Frage.« (E, 39; D, 19 f.; W, 13)

Historisch *muss* Minder die für deutsche Verhältnisse ungewöhnlich aktive Rolle betonen, die der Frau im literarischen wie im politischen Leben Frankreichs zukommt.<sup>18</sup> Von den Ursachen, die die intensive gesellschaftliche Funktion der Literatur in Frankreich erklären, nennt er 1962 vor allem zwei und in dieser Reihenfolge: »Die Rolle der Frau und die Rolle des Dichters als Bürger. So wichtig war – literatursoziologisch gesehen – die Rolle der Frau in Frankreich, speziell auch der »freiheitlichen Dichterinnen«. Minder verweist auf deren Mangel in Deutschland, im Unterschied nicht nur zu Frankreich, sondern auch England und Italien. »Einmal ergriff die Droste [von Hülshoff] die Feder zu einem politischen Gedicht«, wie Minder exemplifiziert: »einem Gedicht gegen George Sand und deren ›Emanzipationstollheit. Aber war der Kampf für die Emanzipation des Weibes trotz seiner Exzentrizitäten nicht ein nötiger Kampf, ein Akt der ›Einbürgerung‹ der schaffenden Frau, den das kommende Jahrhundert dann legitimierte?« (K, 97; D, 19; K, 62, 70 und 29)

So fragt Minder rhetorisch, der im übrigen nicht vergißt, ja (als zu unrecht unbekannt) in Erinnerung ruft: »Deutschland hat mehr Frauen von geistigem Format, als es weiß.« Heute überhaupt nicht mehr überraschend, verweist er besonders auf die (Früh-)Romantikerinnen – »diesmal emanzipierte Frauen, unmittelbarste Produkte der Aufklärung in Deutschland: ›Jüdinnen‹ aus Berlin und ›Professorentöchter‹ aus Göttingen. Die Berliner Salons der Henriette Herz, Rahel Levin, Dorothea Mendelssohn gaben der frugalen Hauptstadt Preußens die ersten geistig-gesellschaftlichen Zirkulationsmöglichkeiten für Bürger, Adlige, französische Réfugiés. Das Ganze liberal getönt mit sehr konservativen Grundkräften, dabei offiziell kaum halbwegs anerkannt, immer wieder bedroht und im zwanzigsten Jahrhundert, als Berlin durch seine Akademien, Forschungs-

stätten, Theater, Zeitungen ein literarisch-künstlerischer Sammelpunkt und kritischer Regulator für ganz Deutschland geworden war, ausgelöscht durch das Dritte Reich.« (K, 19 und 22)

Minder geht stellvertretend auf Caroline Michaelis, verheiratete Schlegel, spätere Schelling ein und in seinem Aufsatz über die Brentano-Familie auf Bettina sowie weitere weibliche Intellektuelle des ausgesprochenen Clans: von der Großmutter Sophie la Roche bis zur erst Anfang der neunziger Jahre verstorbenen Margeritha von Brentano. – Bereits die La Roche hatte Bettinas »später so aktiv durchbrechende Leidenschaft für freiheitliche Politik geweckt: hingerissen deklamierten die beiden Frauen die großen Reden Mirabeaus, des Verkünders und Opfers der Revolution von 1789«. Später dann versammelte die inzwischen *verwitwete* Bettina von Arnim um sich: »Bruno Bauer, Arnold Ruge, die Jungdeutschen, polnische und russische Emigranten, wenn nicht gar Karl Marx, mit dem sie immerhin 1842 ein paar Tage in Kreuznach verbracht hat. Wie brentanisch sie marxistische Grundgedanken transponiert, belege – schon vom Stil her – ein einziges Zitat: ›Die Gründe, warum ich den Proletarier am höchsten stelle, ist, weil er der Gemeinheit enthoben ist, als Wucherer den Weltverhältnissen etwas abzugewinnen, da er alles gibt und nichts mehr dafür wieder verzehrt, als er eben bedarf, um neue Kräfte zum Gewinn anderer zu sammeln.« (K, 22 f.; E, 324 und 326 f.)

»Der Text schließt mit einem virulenten Protestbrief an den Berliner Magistrat, 1847. Die Revolution von 1848 schien Erfüllung zu bringen und brachte Resignation – wie in Frankreich drüben für George Sand, mit der Bettina in einen polizeilich rasch unterbundenen Briefwechsel getreten war.« – Doch der Riesenunterschied gegenüber einer Droste wird gerade auch in dieser unterbundenen Kontaktaufnahme mit der ›Oberemanze‹ deutlich. Schließlich erwähnt Minder – gleichfalls erst heute selbstverständlich<sup>19</sup> – Bettinas »Aufruf vom 14. Mai 1844 in allen deutschen Zeitungen, worin genaue Erhebungen über das Armenwesen gefordert werden. Die Unterlagen strömten ihr zu – darunter ein langer Bericht über den menschengewandten Fabrikanten Zwanziger, der 50 Jahre später unter dem Namen Dreißiger in Hauptmanns ›Weber‹ übergegangen ist. Das Stück wurde unter Wilhelm II. zunächst verboten, und verhindert unter seinem Vorgänger Friedrich Wilhelm IV. wurde das Erscheinen von Bettinas ›Armenbuch‹, von dem jetzt erst durch Werner Vordtriede größere Teile bekannt werden.« (E, 327)

»Ein Graf Arnim, damals Preußischer Innenminister und künftiger Schwiegervater von Bettinas Neffen Carl von Savigny, hat der ›roten Freifrau‹ die moralische Schuld am Ausbruch des schlesischen Weberaufstandes vom Juni 1844 zugeschrieben. Ihr eigener Sohn Siegmund von Arnim aber, ein Jugendfreund Bismarcks, *sequestrierte* später ihren Nachlaß in Wiepersdorf. Bettinas Bild ist durch diesen Familieneingriff politischer Natur jahrzehntelang [. . .] verfälscht

worden« – für Minder freilich nur ein Grund mehr, den Frauen des Brentano-Clans in aller Regel den Vorzug vor den Männern zu geben (nicht zuletzt vor dem auch von Margeritha verachteten »Onkel Heinrich«, Adenauers langjährigem Außenminister): »Schwiegersöhne sitzen durch die Zeiten an leitender Stelle im Staat – von Savigny und Blittersdorf bis zu Graf Hertling und Richard von Kühlmann; Großindustrielle wie Stumm treten neben die Feudalherren – gegen beide bricht aber auch periodisch die Fronde durch, ein anderer Wesenszug der Brentanos, dessen besonders schlagfertiger Vertreter Frauen gewesen sind, von Bettina bis Margeritha.« (E, 328 und 315)

Beide waren – doppelt-ironisch formuliert – »Freigeister«; über letztere berichtet Minder sehr kenntnisreich: »Wie die Vorfahren Franz Brentano und Graf Hertling [der Bettina »widerwärtig in ihrer *Freigeisterei*« befunden hat], hat auch sie mit strengen Arbeiten über Aristoteles begonnen, ehe sie als virulente Soziologin den Kampf gegen die Wohlstandsgesellschaft aufnahm.« (E, 334)<sup>20</sup>

*Exkurs II: Individual- und Sozialpsychologie Minder.* – Minder hat die psychoanalytischen Theorien von Freud, Adler und Jung nacheinander studiert und angewandt, zu einer Zeit, als die Psychoanalyse von der Germanistik nur am Rand geduldet wurde, jedoch bestätigt durch zum Teil längst verstorbene Schriftsteller wie Karl Philipp Moritz: bloß »einer der großen deutschen Seelenzergliederer, dem das Getto der protestantischen Sektierer den Blick geschärft hatte, wie später das jüdische Getto den Blick Freuds und Alfred Adlers.« (E, 257 und 176; K, 50)

Ludwig Tieck, dem Minders zweite Dissertation gewidmet war, sagte er noch 1976 eine »vielschichtige Psychologie« nach, die »Aspekte der modernen Zerrissenheit vorweg(genommen)« habe. 1936 hat Minder ihn im Anschluß an die Typenlehre von Ernst Kretschmer, C. G. Jung und Erich Jaensch charakterisiert. In seiner zeitgleichen, aber bewußt deutschsprachigen Moritz-Studie hat er sich auf die psychologischen Analysen eines Sainte-Beuve und eines Henri Bremond berufen, wohl wissend, daß Karl Philipp selbst bereits »demaskierender« Psychologe gewesen ist. Und dessen erste, entscheidende Lehrerin war gleichfalls eine Französin, Madame Guyon (E, 345, 348 f. und 217; G, 142): »Eine »Heuchlerin« wäre die Frau Guyon gewesen, wenn sie nicht die egoistischen oder zumindest eng persönlichen Motive bemerkt hätte, die die spezielle Form ihrer Mystik anfangs mitbestimmten. Sie brauchte dazu keine psychoanalytische Schulung – sie war selbst eine Psychologin ersten Ranges in der Entlarvung alles uneingestanden Selbstbetrugs, der sich auch hinter den scheinbar harmlosesten Arten der Frömmigkeit verstecken kann. An Feinheit und Treffsicherheit in dieser »demaskierenden Psychologie« stehen viele Seiten der »Ströme«, der »Biographie«, der »Diskurse« und »Briefe« der Frau Guyon in nichts hinter den Analysen eines La Bruyère zurück. So wie Nietzsche das Raf-

finement seiner Psychologie zum Teil der Schulung durch Moralisten wie Montaigne und Chamfort verdankt, so Moritz seiner Schulung durch Frau Guyon – die sich ihrerseits in die große Tradition der französischen Moralisten des 17. und 18. Jahrhunderts einreicht.« (G, 87)

Für Minder lassen sich die ersten Entstehungskeime des Guyonschen Quietismus mit Deutlichkeit als die »Hypostasierung einer familiären Situation« identifizieren. Auch in anderen Fällen betätigt er sich als Familienpsychologe und betrachtet Mutter- und Vatermetaphorik speziell sowie Frau- und Mannmetaphorik generell auch dort als triftig, wo er sich als Psychoanalytiker von Großkollektiven betätigt. Daß es Minder um die *Gruppendynamik* des Kadettenhauses geht, kündigt bereits der Titel des entsprechenden Essays von 1961 an: *Kadettenhaus, Gruppendynamik und Stilwandel von Wildenbruch bis Rilke und Musil*. Dem Sadoomasochismus der deutschen Gesellschaft insgesamt gilt Minders Interesse: deren »provisorischem Opferverhalten, das sein Unglück durch die Erklärung verherrlicht, es sei schon immer die Bestimmung Deutschlands gewesen, *gekreuzigt* zu werden, und das mit dieser Metapher natürlich unterstellt, der Gekreuzigte hätte nicht verstanden, *Henker* zu sein.« (G, 84; K, 73; E, 26)

Mit diesen Worten endet Minders Aufsatz *Mythen und Aggressionskomplexe im modernen Deutschland* von 1948. Im *Kadettenhaus*-Essay geht er von Robert Musils nachträglicher Feststellung aus: »Die Triebgrundlagen des Dritten Reiches habe ich bereits im ›Törless‹ vorweggenommen«, um seinerseits fortzuführen: »Stellen wie die folgende wiegen die späteren *psychiatrischen* Gutachten auf, decken sich mit den Geständnissen von KZ-Leitern. – Basini, das Opfer, berichtet Törless über seinen sadistischen Peiniger Beineberg: ›Ja, er ist sehr freundlich zu mir. Meist muß ich mich ausziehen und ihm etwas aus Geschichtsbüchern vorlesen; von Rom und seinen Kaisern, von den Borgias, von Timur Chan [ . . . ], na, du weißt schon, lauter solch blutige, große Sachen. Dann ist er sogar zärtlich gegen mich [ . . . ] und nachher schlägt er mich meistens [ . . . ].‹ ›Wohnach?! . . . Ach so!‹ – ›Ja. Er sagt, wenn er mich nicht schlagen würde, so müßte er glauben, ich sei ein Mann, und dann dürfte er mir gegenüber auch nicht so weich und zärtlich sein. So aber sei ich seine Sache, und da genieere er sich nicht.« (E, 10; K, 81 f.)

Musil, der »die kristallene Schärfe Freuds« besitze, hat mit seinem Jugendroman *Törless* Minder 1962 dreierlei sichtbar gemacht: »die sexuelle Komponente des Machttriebes bei Beineberg, die Lustquote, die Basini, das Opfer, in der Erniedrigung findet; die Ansteckungsgefahr selbst für den scheinbar immunen Törless, der moralisch, geistig, physisch angeekelt ist und dennoch übermannt wird, als Basini in sein Bett steigt und sich ihm in masochistischer Unterwürfigkeit anbietet. Törless muß durch diese Selbstentfremdung hindurch, er muß die äußersten Grenzen seines Wesens abstecken lernen, ehe er seiner ganz sicher und bewußt wird«, wie Minder individualpsychologisch resümiert: »Das

Grundthema des Buches ist eine geradezu cartesianische Ichfindung oder, wie Musil es einmal formuliert hat, ›Gründung eines Selbstbewußtseins‹ (K, 82)

Anmerkungen

---

- 1 Vgl. Anne Kwaschik: *Robert Minders Deutschland-Buch. Anmerkungen zu einem verdrängten Hauptwerk*, und Peter Schöttler: *Lucien Febvre und Robert Minder*, in: Albrecht Betz, Richard Faber (Hg.): *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich*, Würzburg 2004.
- 2 Minder wird zitiert wie folgt: *D = Dichter in der Gesellschaft. Erfahrungen mit deutscher und französischer Literatur*, Frankfurt/Main 1966; *E = Die Entdeckung deutscher Mentalität. Essays*, hg. und mit einem Nachwort von Manfred Beyer, Leipzig 1992; *G = Glaube, Skepsis und Rationalismus. Dargestellt aufgrund der autobiographischen Schriften von Karl Philipp Moritz*, Frankfurt/Main 1974; *K = Kultur und Literatur in Deutschland und Frankreich. Fünf Essays*, Frankfurt/Main 1962; *W = Wozu Literatur? Reden und Essays*, Frankfurt/Main 1971.
- 3 Minder spricht abwertend von ›Boden- und Schollenkonservatismus‹, ja ›Schollenzauber‹ und bereits 1948 – im Blick auf die Projektionsfigur Hagen – vom ›alten und grausamen Gesetz des Stammes, der Rasse‹. (*E*, 205, 55 und 15) Hierzu vgl. auch Richard Faber: *Robert Minder (1902–1980): Kritiker völkischer Germanomanie und bundesrepublikanischen Neobiedermeiers. Eine wissenschaftsgeschichtliche Hommage*, in: Judith Baumgartner, Bernd Wedemeyer-Kolwe (Hg.): *Jugendbewegung – Lebensreform – Neue Religionen. Festschrift zum 65. Geburtstag Ulrich Linses*, Würzburg 2004.
- 4 Ethnologe meint gerade *nicht* Volkskundler; denn: ›Volkskunde: das hieß und heißt zum Teil auch heute noch in Deutschland Studium weltfernen Brauchtums, abseitige Trachtenforschung, Aufstöbern verschollener Sagen. Man kann sich durch Kilometer von Zeitschriftenbänden durchlesen, die von ›deutscher Art‹ und ›deutscher Sitte‹ handeln: über den wirklichen deutschen Menschen in dem so rapid verstärkten, von der Industrie immer schärfer erfaßten und durchorganisierten wahren Deutschland wird man wenig genug erfahren, in der Wissenschaft sowohl wie in der Literatur.‹ (*K*, 35; vgl. auch *E*, 109)
- 5 Vgl. unten meinen Exkurs I.
- 6 Walter Benjamin: *Johann Peter Hebel zum 100. Todestag*, in: Benjamin: *Angelus Novus. Ausgewählte Schriften 2*, Frankfurt/Main 1966, S. 380 ff.
- 7 Als weiterer Beleg für seine heftige Kritik an einem substantialistischen, wenn nicht rassistischen Sippen- und Stammesbegriff sei noch diese Passage von 1966 zitiert: ›In wie vielen Köpfen spukte das Phantom einer Ursippe, auf die letztenendes aller Saft, alle Kraft und Herrlichkeit zurückgingen! Aber weder Schiller noch Schelling, weder Hölderlin noch Mörike haben etwas davon gewußt, so wenig wie Hebel und Goethe. Die Gelehrten streiten noch heute darüber, wann eigentlich diese Sippen und Stämme aufgetaucht seien, in welchen Jahrhunderten sich ihre Sprache fixiert habe und was davon nachweisbar lebendig geblieben sei.‹ (*D*, 132) Ein müßiger Streit . . .
- 8 Vgl. neuerdings Hildegard Chatellier: *Friedrich Lienhard*, in: *Handbuch zur ›Völkischen Bewegung‹ 1871–1918*, hg. von Uwe Puschner u. a., München u. a. 1996, S.

- 114 ff., und Justus H. Ulbricht: *Weimar-Buchenwald, eine europäische Kulturstadt*, in: Helmuth Berking, Richard Faber (Hg.): *Städte im Globalisierungsdiskurs*, Würzburg 2002, S. 263 ff. – Minder »gedenkt« Lienhards *D*, 125 und führt für den »Los von Berlin«-Slogan zusätzlich Adolf Bartels und Gustav Frenssen an (*E*, 109).
- 9 Daß ein solcher Regenerationsruf gerade auch aus den Hochalpen erschallen konnte, dazu vgl. Richard Faber: *Erbschaft jener Zeit. Zu Ernst Bloch und Hermann Broch*, Würzburg 1989. In jedem Fall war die Folge: »Berlin von Braunau aus negiert, eine der Hauptstädte der Welt von Hinterwäldlern geistig ausgelöscht, ehe sie real zerstört wurde.« (*D*, 335)
- 10 »Es lebe der Döblinismus!« schrieben ihm 1913 begeistert auf der Rückreise nach Paris Apollinaire und Delaunay, die Führer der neuen Dichtung und Malerei in Frankreich.« (*D*, 163)
- 11 Vgl. Manfred Voigts: *Freund und Kritiker. Über Robert Minder und Alfred Döblin*, in: Betz/Faber (Hg.): *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich*.
- 12 Mit folgenden Worten charakterisiert Minder 1973 das chef d'œuvre seiner mittleren Schaffensperiode *Les Allemagnes et les allemands*: »Das Untersuchungsfeld ist die Kulturgeschichte des Rheinlandes mit dem Kernstück der Literaturgeschichte vom Nibelungenlied bis zu Hans Grimm und mit weiten Auslegern in Architektur- und Religionsgeschichte, in Gesellschaftstheorie und Ideologieggeschichte, grundiert durch eine *Sozialpsychologie* der Landschaften und ihrer Bewohner.« (*E*, 373) – Ausführlicher: mein Exkurs II.
- 13 Vgl. Richard Faber: *Robert Minder: europäischer Komparatist und aufgeklärt-christlicher Humanist*, in: *Allemagne d'aujourd'hui*, Oktober 2003 (Sonderband Robert Minder).
- 14 Ethnologen sind Grenzgänger, oder sie sind keine; vgl. Bernhard Streck: *Grenzgang Ethnologie*, in: Richard Faber/Barbara Naumann (Hg.): *Literatur der Grenze - Theorie der Grenze*, Würzburg 1995. – Zum Komparatisten Minder vgl. Faber: *Robert Minder: europäischer Komparatist*.
- 15 Zur Eigendisziplin Religionspolitologie vgl. u. a. Richard Faber (Hg.): *Politische Religion - religiöse Politik*, Würzburg 1997.
- 16 Ich verweise nochmals auf die Arbeiten Kwaschiks und Schöttlers.
- 17 Ausführlich und teilweise von Minder abweichend: Thomas Schröder: *Hymnen ohne Gemeinde. Hölderlins Entwürfe »Am Quell der Donau« und »Die Titanen« als Ausdruck der religiösen Krisis um 1800*, in: Richard Faber (Hg.): *Säkularisierung und Resakralisierung. Zur Geschichte des Kirchenlieds und seiner Rezeption*, Würzburg 2001, S. 61 ff. Vgl. jetzt aber auch ders.: *Um einen Hölderlin ohne Nation. Zu Robert Minders Rettungsversuch eines missbrauchten Dichters*, in: Betz/Faber (Hg.): *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich*.
- 18 Die »geniale« Madame de Staël ist nur »Glied in einer Kette«. (*K*, 105 und 97)
- 19 Vgl. insgesamt *Herzhaft in die Dornen der Zeit greifen ...*«. *Bettine von Arnim, 1785-1859*, Ausstellungskatalog Freies Deutsches Hochstift/Frankfurter Goethe-Museum 1985.
- 20 Aus guter persönlicher Kenntnis Margerithas kann ich ergänzen, daß bereits ihre – mit von Heidegger angestoßene – Aristoteles-Dissertation im Sinne des »abgefallenen« Kleriker-Onkels Franz und nicht des Konkordatslehrstuhlinhabers von Hertling gewesen ist. Die Frau meines Lehrers Jacob Taubes erzählte gern, wie Heidegger sie sehr schnell auf den Spuren des ihr bis dahin unbekanntes, weil in ihrer Familie geächteten Franz Brentano gesehen hat.